

(Nachdruck verboten.)

341

Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

Rechljudow kannte Maslennikow schon lange, vom Militär her. Maslennikow war damals Zahlmeister beim Regiment gewesen. Er war der gutmütigste, pünktlichste Offizier, der nichts von der Welt kannte und nichts von ihr kennen wollte, außer dem Regiment. Jetzt traf Rechljudow ihn als Administrator, der das Regiment verlassen hatte, und als Mitglied der Gouvernementsverwaltung. Er war mit einer reichen und unternehmenden Frau verheiratet, die ihn auch genötigt hatte, aus dem Militärdienst in den Staatsdienst zu treten.

Sie lachte über ihn und streichelte ihn wie ein gezähmtes Tier. Rechljudow war vergangenen Winter einmal bei ihnen gewesen, aber das Paar war ihm so wenig interessant erschienen, daß er nachher nie wieder zu ihnen ging.

Maslennikow strahlte vor Freude, als er Rechljudow erblickte. Er hatte noch eben dasselbe fette, rote Gesicht, dieselbe Storpulenz und dieselbe schöne Kleidung wie zur Militärzeit. Damals hatte der stets saubere Waffen- oder Schrock seine Schultern und seine Brust allemal nach der neuesten Mode umschlossen; jetzt war es eine nach der neuesten Mode zugeschnittene Beamtenuniform, die ebenso seinen fatten Körper umschloß und seine breite Brust hervortreten ließ. Er trug eine Interimsuniform. Trotz des Unterschiedes im Alter (Maslennikow war gegen vierzig) standen sie auf dem Duzfuße.

„Na sieh, besten Dank, daß Du gekommen bist. Laß uns zu meiner Frau gehen. Ich habe gerade wie abgepaßt zehn Minuten freie Zeit vor einer Sitzung. Der Chef ist ausgefahren. Ich verwalte das Gouvernement,“ sagte er mit Gemüthlichkeit, die er nicht verbergen konnte.

„Ich komme in Berufsangelegenheiten zu Dir.“

„Was denn?“ sagte Maslennikow behutsam, in zugleich erschrecktem und etwas strengem Ton.

„Im Gefängnis ist eine Person, für die ich mich sehr interessiere (beim Wort „Gefängnis“ wurde Maslennikows Miene noch strenger), und ich möchte mit ihr nicht in Gesellschaft, sondern im Bureau, und nicht nur an den festgesetzten Tagen, sondern häufiger zusammentreffen. Man hat mir gesagt, daß das von Dir abhängt.“

„Versetzt sich, mein Lieber, ich bin bereit, alles für Dich zu thun,“ sagte Maslennikow und berührte mit beiden Händen seine Knie, als wünsche er seine Größe zu mißern — „das ginge wohl, aber siehst Du, ich bin nur ‚Malif‘ für eine Stunde.“

„Also kannst Du mir einen Schein geben, daß ich sie sehen kann?“

„Ist es ein Weib?“

„Ja.“

„Weshalb sieht sie?“

„Wegen einer Vergiftung. Aber sie ist unschuldig verurteilt.“

„Ein schönes Urteil; sie machen sie alle nicht besser,“ sagte er aus irgend einem Grunde auf französisch. „Ich weiß, Du stimmst mit mir nicht überein, aber was soll ich machen, es ist meine innerste Ueberzeugung,“ fügte er hinzu und sprach eine Aufsicht aus, die er in verschiedener Form im Laufe dieses Jahres in einer rückschrittlichen, konservativen Zeitung gelesen hatte. „Ich weiß, Du bist liberal.“

„Ich weiß nicht, ob ich liberal oder etwas andres bin,“ sagte Rechljudow lächelnd und wunderte sich wieder darüber, daß alle Welt ihn zu einer Partei rechnete und ihn deshalb liberal nannte, weil er beim Urteil über einen Menschen sagte, man müsse ihn vorher anhören: vor dem Gericht seien alle Leute gleich, man dürfe überhaupt keine Menschen quälen und schlagen, besonders nicht solche, die nicht verurteilt wären. „Ich weiß nicht, ob ich liberal bin oder nicht, ich weiß nur, daß die jetzigen Gerichte bei all' ihrer Unvollkommenheit doch besser als die früheren sind.“

„Welchen Advokaten hast Du denn genommen?“

„Ich habe mich an Fanarin gewandt.“

„Ach, Fanarin!“ sagte Maslennikow stirnrunzelnd; ihm

fiel ein, wie dieser Fanarin ihn im vergangenen Jahre vor Gericht als Zeugen vernommen und mit ausgesuchter Höflichkeit eine halbe Stunde lang zum besten gehabt hatte.

„Ich möchte Dir raten, Dich nicht mit ihm einzulassen. Fanarin ist ein anrüchiger Mensch,“ sagte Maslennikow auf französisch.

„Und außerdem habe ich noch eine Bitte an Dich,“ meinte Rechljudow, ohne hierauf zu antworten. „Ich kenne schon lange ein Mädchen, eine Lehrerin, ein sehr bedauernswertes Wesen; sie ist jetzt ebenfalls im Gefängnis und wünscht mich zu sehen. Kannst Du mir Zugang zu ihr verschaffen?“

Maslennikow neigte den Kopf etwas auf die Seite und dachte nach.

„Es ist eine politische Gefangene?“

„Ja, so hat man mir gesagt.“

„Siehst Du, eine Zusammenkunft mit Politischen wird nur den Verwandten gewährt; aber ich will Dir einen überall gültigen Einlaßschein ausstellen. Ich weiß, Du wirst keinen Mißbrauch damit treiben.“

„Wie heißt sie denn, Deine Schutzbefohlene? . . . Bogoduchowska? Ist sie hübsch?“

„Abschreckend häßlich.“

Maslennikow schüttelte mißbilligend den Kopf, trat an den Tisch und schrieb mit fester Hand auf einen Bogen mit gedruckter Leberschrift: „Ueberbringer dieses, Fürst Dimitri Swanowitsch Rechljudow, hat Erlaubnis, im Gefängnisbureau die inhaftierte Kleinbürgerin Maslowa und dergleichen die Heilgehilfin Bogoduchowska zu besuchen“; das schrieb er zu Ende und machte einen weitläufigen Schwung.

„Du wirst sehen, wie es da zugeht. Ordnung zu halten ist sehr schwer, weil alles überfüllt ist, namentlich mit Transportgefangenen; aber ich gebe trotzdem wohl acht und liebe diese Thätigkeit. Du wirst sehen, sie fühlen sich dort sehr wohl und sind zufrieden. Man muß nur mit ihnen umzugehen wissen. Da war neulich ein unangenehmer Vorfall, eine Insubordination. Ein anderer hätte es als eine Revolte betrachtet und viele unglücklich gemacht. Bei uns ist alles sehr glatt verlaufen. Nötig ist auf der einen Seite Fürsorge, auf der andern — starke Macht,“ sagte er und ballte die aus der weißen gestärkten Manschette mit goldnem Knopf hervorragende weiße, feste Faust mit einem Türkisring zusammen; „Fürsorge und starke Macht.“

„Nun, das kenne ich nicht,“ sagte Rechljudow, „ich war zweimal dort, und da war mir schrecklich schwer zu Mute.“

„Weißt Du was? Du mußt Dich mit der Gräfin Paszel zusammen thun,“ fuhr der redselige Maslennikow fort: „die geht in dieser Thätigkeit ganz auf. Sie thut viel Gutes. Dank ihr und vielleicht mir — sage ich ohne falsche Bescheidenheit — ist es gelungen, alles zu ändern, und zwar so zu ändern, daß nicht mehr solch schreckliche Zustände herrschen, wie früher, und man sich dort geradezu sehr wohl fühlt. Das wirst Du sehen. Ja, und Fanarin. Ich kenne ihn persönlich nicht, aber infolge meiner gesellschaftlichen Stellung gehen unsre Wege nicht zusammen; er ist bestimmt ein schlechter Mensch und erlaubt sich dabei, vor Gericht Dinge zu sagen, Dinge! . . .“

„Nun, sei bedankt,“ sagte Rechljudow, nachdem er den Schein in Empfang genommen, und verabschiedete sich von seinem früheren Kameraden, ohne ihn zu Ende gehört zu haben.

„Aber willst Du nicht zu meiner Frau?“

„Nein, entschuldige mich, ich habe jetzt keine Zeit.“

„Wieso? sie verzeiht es mir nicht,“ sagte Maslennikow und begleitete den einstigen Kameraden bis zum ersten Treppenabsatz, soweit wie er Leute nicht von prima, sondern sekunda Wichtigkeit, zu denen er Rechljudow rechnete, zu begleiten pflegte. „Nein bitte, komm doch auf eine Minute hinein.“

Aber Rechljudow blieb fest, und während ein Diener und der Portier an Rechljudow herantraten und ihm Paletot und Stock reichten und die Thür öffneten, an deren Außenseite eine Schildwache stand, sagte er, er könne jetzt nicht.

„Nun, dann bitte Donnerstag; das ist ihr Empfangstag. Ich werde ihr Bescheid sagen!“ rief Maslennikow ihm von der Treppe nach.

Neunundbierzigstes Kapitel.

An demselben Tage fuhr Rechljudow direkt von Maslennikow ins Gefängnis und begab sich in die ihm bereits bekannte Wohnung des Inspektors. Wieder ertönten wie damals dieselben Klänge eines mächtigen Klaviers, aber jetzt wurde nicht die Rhapsodie, sondern Etüden von Clementi, ebenfalls mit ungewöhnlicher Kraft, Genauigkeit und Schnelligkeit, gespielt. Das öffnende Dienstmädchen mit dem verbundenen Auge sagte, der Herr Hauptmann sei zu Hause, und führte Rechljudow in ein kleines Besuchszimmer mit einem Divan, Tisch und einer Lampe, die auf einem wollenen gehäkelten Bricken stand und durch einen roten, auf einer Seite angebrannten Papierschirm geschützt war. Es erschien der Hauptinspektor mit dem abgehärmten, kummervollen Gesicht.

„Bitte gehoramt, was ist Ihnen gefällig?“ sagte er und knöpfte den mittleren Knopf seiner Uniform zu.

„Ich war beim Vizegouverneur und hier ist der Erlaubnisschein,“ sagte Rechljudow und reichte das Papier hin. „Ich möchte die Maslowa sehen.“

„Die Maslowa?“ fragte der Inspektor nach, da er infolge der Musik nicht recht verstanden hatte.

„Die Maslowa.“

„Gewiß, gewiß!“

Der Inspektor stand auf und trat zur Thür, aus der die Läufe von Clementi ertönten.

„Marusja, halte doch ein wenig auf,“ sagte er in einem Ton, aus dem man erkennen konnte, daß diese Musik das Kreuz und Leiden seines Lebens bildete, man kann gar nichts hören.“

Das Klavier verstummte, man vernahm unwillige Schritte, und jemand guckte in die Thür.

Der Inspektor fühlte gleichsam eine Erleichterung von diesem Aussehen der Musik, zündete sich eine dicke Cigarette von leichtem Tabak an, und bot auch Rechljudow eine an. Rechljudow lehnte ab.

„Die Maslowa . . .“

„Die Maslowa können Sie heute schlecht sehen,“ sagte der Inspektor.

„Weshalb?“

„Ja, sehen Sie, Sie sind selbst schuld daran,“ sagte der Inspektor mit leichtem Lächeln. „Fürst, geben Sie ihr nicht direkt Geld. Wenn Sie wollen, geben Sie es mir. Es soll alles ihr Eigentum sein. Aber so haben Sie ihr gestern sicher Geld gegeben, sie hat sich Branntwein verschafft — das Uebel läßt sich auf keine Weise ausrotten — und sich heute betrunken — vollständig, so daß sie einfach wild ist.“

„Wahrhaftig?“

„Ja ja, ich mußte sogar strenge Maßregeln anwenden, sie in eine andre Zelle überführen. Sie ist ein folgloses Weib, aber geben Sie ihr, bitte, kein Geld. Die Leute sind nun einmal so.“

Rechljudow erinnerte sich lebhaft an das gestrige Gespräch, und ihm wurde wieder schrecklich zu Mute.

(Fortsetzung folgt.)

Das Wiener Volkstheater.

(„Die Kreuzelschreiber.“)

Zunächst: Willkommen in Berlin! Nachdem wir uns an italienischen Virtuosen übernommen haben, ist es eine wahre Erquickung, endlich einmal Gäste bei uns zu sehen, die die Sprache unserer Seele reden. Wir freuen uns über die Wiener, wie die Wiener sich jedenfalls umgekehrt auch über Brahms Ensemble freuen werden.

Ein regelmäÙiger künstlerischer Verkehr zwischen den beiden entscheidenden Theaterstädten kann nur gute Früchte tragen und kann — vom aesthetischen ganz abgesehen — auch sonst manches bieten, das der Erwähnung wert ist. Dem läßlichen norddeutschen Temperament kann es nur dienlich sein, wenn es sich dann und wann mit der leichteren Art des Südens berührt und auch dem Süden schadet es am Ende nicht, wenn er einmal den strengeren Wind des Nordens kennen lernt. Daß die Wiener als Regisseur Martinelli — den Freund Anzengrübbers — mitbringen, ist ein Nebenumstand, für den wir ganz besonders dankbar sind.

Der erste Abend brachte Anzengrübbers „Kreuzelschreiber“ und er hätte gar nichts Besseres bringen können: Es soll schwer halten, eine Dichtung zu finden, in der mehr Heiterkeit und zugleich mehr Tiefe des Lebens bei einander ruhen, als in dieser somnigen, strahlenden Bauernkomödie. Mit Gelang und lustigen Spottverfen fängt es an. Junge Burtschen und alte Bauern sitzen am Sonntag in der Schenke beisammen und freuen sich des Weins und der lustigen Welt. Eine gewisse Senfation verursacht es, als der Großbauer unter sie tritt; denn ein Mann von seiner Bedeutung kommt um nichts Geringes. In der That handelt es sich auch um etwas, das einen

stokkonservativen Bauern wohl in Harnisch bringen kann — um den Glauben. Das neue Unfehlbarkeitsdogma ist es, gegen das der Bauer und sein Dorf rebellieren. Eine Petition ist aufgesetzt, die den Unwillen zum Ausdruck bringen soll, und diese Petition wird nun zur Unterschrift ausgelegt. Wer seinen Namen nicht schreiben kann (und das können die wenigsten), macht drei Kreuze und gehört dadurch mit zur Verschwörung, zur Verschwörung der „Kreuzelschreiber“. Die meisten Anwesenden unterschreiben. Nur der „Steinklopperhans“ will nicht und zwar hat er für seine Weigerung ganz keyerische Gründe. Ob der Herrgott oder der Satan die Welt regiert, ist für ihn insofern gleichgültig, als er in beiden Fällen Steine kloppen müßte. Wenn der Großbauer — meint er — bisher „das ganze Pfund“ Dogmen geglaubt hat, kann er die paar Lot, die nun hinzukommen sollen, auch glauben. Er möchte eine ganz andre Petition unterschreiben. Wenn der Großbauer bewirten könnte, daß auf der Landstraße alle Gesichter frei und helter seien — dann würde auch er seine drei Kreuze unter das Schriftstück setzen. Oder wenn dafür gesorgt werden könnte, daß die Reichen die Steuerzuschläge nicht immer auf die Armen abschöben. Oder wenn sonst etwas geschehen könnte, das die Menschen menschlich beglückt. Um den Glauben streitet sich der Steinklopperhans nicht, aus dem einfachen Grunde, weil er selbst gar keinen Glauben besitzt. Wenigstens ist sein Glauben von ganz anderer Art, als der Glaube der Priester. Sein Glaube ist aus Sonnenschein und blauer Luft und irdischer Schönheit gewoben. Als „Gemeindekind“ hat er eine harte Jugend hinter sich. Man hat ihn getreten und gestoßen, verachtet und verhäumt. Er war unzufrieden, vergrämt und er hatte auch Grund dazu. Dann aber ist es eines Tages wie eine „Offenbarung“ über ihn gekommen. Als er Steinklopper wurde und tagelang inmitten der berausenden Natur saß, gewann er die Heiterkeit seiner Seele wieder. Die Heiterkeit seiner Seele, die eine große Seele ist, wenn sie auch nur in einem bescheidenen Steinklopper steckt. Er fühlte an einem schönen Tage, daß er mit der ganzen Natur eins sei. Er gehörte zu ihr und sie gehörte zu ihm. Er lebte mit dem blauen Himmel und der blauen Himmel lebte in ihm. Er konnte nicht verloren gehen, so wenig wie im Kreislauf der Dinge auch nur ein Staubkorn verloren geht. Alles würde einmal wiederkommen. Alles würde er so schauen, wie er es heute schaute. Juchhei! Er war ein unverlierbares Teilchen der schönen Natur! Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen und er sah, daß die Welt eine lustige Welt war. Mit dem Gram und der Unzufriedenheit war es aus seit jenem Tag. Der Humor brach durch und erleuchtete sein Gemüt wie eine Sonne. Aus dem verachteten „Gemeindekind“ wurde ein Philosoph der Landstraße, der gern einen Schoppen trank und immer ein Schelmstück in Bereitschaft hatte.

Das also ist der Steinklopperhans, der seine drei Kreuze nicht unter das Schriftstück des Großbauern setzen wollte. Es zeigt sich bald, daß er in jedem Betracht der Klügere war. Die Priester steden sich nämlich hinter die Weiber und hegen sie gegen die rebellischen Männer auf. Sie erteilen ihnen keine Absolution, wenn nicht die Männer ihre Unterschrift zurücknehmen und überdies — als Buße — eine Wallfahrt nach Rom antreten. Die Dörfer halten bald von den Klagen der unglücklichen Männer wieder. Die Weiber haben nämlich ein Mittel in Händen, das auf die Dauer sehr unangenehm wirkt. Sie geben die fatale Lösung aus: „Auf den Heuboden oder nach Rom.“ Mit den ehelichen Freunden ist es aus für die „Kreuzelschreiber“. Die ländlichen Schönen sind unerbittlich und selbst die älteren Jahrgänge, die der Heuboden aus bestimmten Gründen nicht mehr geniert, werden empfindlich getroffen. Der alte Brenninger beispielsweise — eine der tiefsten Gestalten des Stücks — kann sich in die neue Ordnung der Dinge nicht mehr hineinfinden. Fünfzig Jahre hat er mit seiner Alten in einem Zimmer geschlafen. Seit vielen, vielen Jahren ist er gewöhnt, ihr in der Nacht einige Male Brustthee zu reichen. Er ist das gewohnt und kanns nicht mehr entbehren. Er will und muß „seine Ordnung“ haben und wie er sie nicht mehr bekommt, geht er hin und macht der Sache ein Ende, indem er seinem Leben ein Ende macht. Hier klingt ein ergreifender tragischer Ton in die Dichtung. Hier schwindet auf einen Augenblick der Humor und die Priesterthranne — die den großen Hintergrund der Komödie bildet — fordert grausam ein Menschenopfer. Den übrigen Kreuzelschreibern geht es nicht ganz so schlimm, nachdem sie den Steinklopperhans zu ihrem heimlichen Befehlshaber ernannt haben. Der gezeichnete Steinklopper weiß, daß man gegen ein Weib immer am besten ein anderes ins Feld führte. Er macht den großen Frauen zunächst klar, daß ihre respektiven Männer im Welschland höchst wahrscheinlich nicht wie die Mönche leben werden. Weiter stiftet er das junge Weibervolk an, die büssenden Männer zu begleiten, wodurch natürlich sofort die Stimmung umschlägt. Zum Studium mit dem Priester und der Hölle, wenn dabei der Mann zu einer andern geht. Die Wallfahrt nach Rom unterbleibt, und die Gemänner brauchen trotzdem nicht nachts auf den Heuboden zu steigen.

Gespielt wurde die prachtvolle Komödie vorzüglich. Allen voran ist Martinelli zu nennen, der als Steinklopperhans von wunderbarer Einfachheit und ergreifender Wirkung war. Auch als Regisseur wurde er seinem Auf gerecht. Die famose Kaufsene haben wir in Berlin noch nie so drastisch und echt gesehen. Fräulein Glöckner konnten wir bereits als vorzügliche Schauspielerinnen. Aber auch andre, die uns bisher nicht bekannt waren, haben uns

Freude gemacht. So Herr Ruffell als alter Breminger, Herr Meth als Anton Huber, Herr Greißegger als Altschmer und andre mehr. Alles in allem können wir wiederholen, was wir bereits an den Anfang stellten: Willkommen in Berlin! Und vor allen Dingen: — Waidmannsheil! — Erich Schläitjer.

Kleines Feuilleton.

K. Die Nervosität der französischen Schriftsteller. — Aus dem demnächst erscheinenden Buch „Le Crime et le Suicide passionnels“ von L. Proal veröffentlicht die „Revue bleue“ in ihrem letzten Heft schon jetzt interessante Auszüge. Der Verfasser glaubt bei den berühmtesten Schriftstellern des 19. Jahrhunderts eine krankhafte Phantasie und eine übergroße Sensibilität nachweisen zu können, die sie zum Selbstmord prädestinierten. Chateaubriand machte in seiner Jugend einen Selbstmordversuch. George Sand spricht in ihrer Selbstbiographie selbst von ihren Hallucinationen. Als junges Mädchen hatte sie sich das Bild eines fiktiven Gottes geschaffen, den sie Corambo nannte, sie betete ihn wie ein wirkliches Wesen an und widmete ihm einen wahrhaften Kultus auf einem ländlichen Altar. Lange Jahre trug sie sich mit Selbstmordgedanken. Dr. Brissand, Professor an der Pariser medizinischen Fakultät, bestätigt ebenfalls das Vorhandensein einer nervösen Krankheit bei George Sand. Alfred de Musset war auch nicht frei von nervösen Anfällen und war während mehrerer Perioden seines Lebens nahe daran, sich das Leben zu nehmen. In der „Confession d'un Enfant du Siècle“ erzählt er, daß er Lust hatte, seine Geliebte und sich selbst zu töten, und daß er ein Tischmesser unter das Kopfkissen gelegt hätte. George Sand schreibt an den Dr. Pagello, daß sie für den Verstand des Dichters fürchte: „Einmal vor drei Monaten war er die ganze Nacht wie wahnhaftig, er sah Phantome um sich, und jetzt klagt er über ein Leiden ohne Namen und ohne Grund.“ Auch Lamartine, der eine robustere Konstitution hatte, als Alfred de Musset, dachte in seiner Jugend mehrmals daran, seinem Leben ein Ende zu machen. Tage und Nächte brachte ich damit zu, nach einem Mittel zu suchen, das mich einem Leben entreißen könnte, das ich nicht mehr zu ertragen im Stande war.“ Nicht anders steht es mit den französischen Romanciers. Guy de Maupassant sagt von Flaubert: „Immer in Erregung und eindrucksfähig, läßt er sich mit einem, dem die Haut abgezogen ist, vergleichen, den die geringste Berührung vor Schmerz zittern macht. . . Er kam oft zu einem solchen Grad von Erbitterung, daß er das menschliche Geschlecht hätte zerstören wollen.“ Die Nervosität Edmond de Goncourt's und Alphonse Daudet's ist bekannt. „Unser Werk“, so schreibt einer der Brüder Goncourt, „und es ist dies vielleicht seine hart verkaufte Originalität, beruht auf der krankhaften Nervosität.“ Proal wendet sich nunmehr zur modernsten französischen Litteratur: „Im 17. und 18. Jahrhundert schrieb Pascal seine „Pensées“ (Gedanken), La Rochefoucauld seine „Caractères“, heute schreibt man Sammlungen von Sensationen. Die Dichtungen sind Analysen von Empfindungen. Mit Ausnahme von Sully Prudhomme, der philosophische Gedichte schreibt, sind die Denker selten geworden unter den Dichtern. Die Bücher literarischer Kritik, die Reisebeschreibungen und selbst die Geschichtsbücher bestehen aus einer Reihe von Eindrücken und Empfindungen. Es giebt die „Idées et Sensations“ von den Brüdern Goncourt, „Sensations d'Histoire“ von Barbh d'Aureville, „Sensations d'Oxford“, „Sensations d'Italie“ von Paul Bourget usw. Die „Sensation“ tritt an die Stelle des Gefühls, das Bild an die Stelle der Idee.“ In ihre Sensibilität zu erhöhen, sieht man die Schriftsteller zu künstlichen Mitteln greifen und sich an alkoholischen Genüssen veranlassen. Dieses Mittel war übrigens schon im Altertum bekannt. „Der Dichter Aeschylus“, sagt Plutarch, „schrieb seine Tragödien beim Trinken, wenn er schon voll des Weines war.“ Die modernen französischen Romanisten greifen nicht nur zum Wein, sondern zum Opium und Haschisch. Paul Valéry, der sich an Edgar Allan Poe anlehnt, suchte die Inspiration im Opium und Haschisch und starb an Paralyse. Im Jahre 1845 bildete sich in Paris ein Haschisch-Klub, der von Litteraten, die Halluzinationen suchten, frequentiert wurde. Guy de Maupassant hat, wie kürzlich bekannt geworden ist, lange Zeit sich dem Genuß solcher künstlichen Anregungsmittel der Phantasie überlassen, in einer Zeit, da sie ihm schädlicher waren als jedem andern. Als ein Bekannter ihm einmal Glück wünschte zu der virtuellen Schilderung der Eifersucht in seinem Roman „Pierre et Jean“, antwortete Maupassant, daß er „nicht eine Zeile davon hätte schreiben können, ohne sich mit Aether zu betäuschen.“ Diese Gewöhnheit künstlicher Anregung ist weniger selten, als man gewöhnlich annimmt. Die Schriftsteller kultivieren ihre Leidenschaften, um sie zu analysieren, und befördern ihre nervösen Krankheiten, um daran Beobachtungen zu machen. Maurice Barrès schlägt vor, den Mitteln der Hygiene „neue Mittel zu entnehmen, um die Sensibilität zu entwickeln und zu schärfen, um zur Aneignung des „Ich“ zu gelangen.“ Proal will auf den Einfluß dieser literarischen Produkte die ständig wachsende Zahl der Selbstmörder zurückführen. Früher schrieben die Romanisten für eine kleine Zahl von Lesern. Heute dringen die Romane überall hin, in das Atelier, wie in den Salon, in die Mansarde und das Poudoir. Kürzlich wurde bekannt, daß eine alte Frau, ehe sie sich durch Kohlenbinst ersticht hatte, ihrer Nachbarin ein Andenken hinterlassen wollte; so schenkte sie ihr als das Beste aus ihrem Besitz ein großes Paket mit Feuilletons für ihre Tochter. Jedes Jahr, jeden Monat schicken Hunderte, Tausende von neuen Romanen aus der Erde und die alten erleben neue Auflagen. Das Feuilleton macht den Erfolg der Zeitung, der Roman die Verbreitung der Revue. Es giebt selbst Zeitungen und Zeitschriften, die mehrere Romane zugleich veröffentlichen.“

Herr Schmidt als Bühnenleiter.

Gestern hat Dr. Conrad Schmidt an dieser Stelle einen Artikel veröffentlicht, der seine Fähigkeiten als Bühnenleiter in ein ganz eigentümliches Licht rückt. Was von meiner „Ueberlegenheit“, meinem „Ton“ und ähnlichen Dingen gesagt ist, schenke ich ihm mit Freuden. Ich rede wie mir der Schanabel gewachsen ist und pfeife auf die altjungferlichen Bedenken, die von ihm oder andern geltend gemacht werden können. Etwas genauer verdient die Art und Weise betrachtet zu werden, mit der Herr Schmidt einen Vorschlag abthat, den ich in meiner letzten Kritik gemacht hatte. Ich riet der „Freien Volksbühne“, einen Dramaturgen anzustellen, der im Stande sei, die laufende dramatische Produktion mit Sachverständnis und Aufmerksamkeit zu verfolgen, und vor diesem Vorschlag entsetzt sich Herr Schmidt, als wenn ein Dramaturg ein gemeingefährliches Individuum sei. Er spricht von einer „großen nagelneuen“ Modalkultur, die ich höchst eigenhändig erfunden haben soll und scheint mirhin anzunehmen, daß die Dramaturgen eine Menschengattung sind, die ich aus purer Bosheit erst geschaffen habe. Nun hat aber jede Bühne einen Dramaturgen und muß einen haben. Ich rate der „Freien Volksbühne“ also nur, daß sie sich sachmännisch einrichtet, wie es andere Bühnen auch thun. Wenn das wirklich einer „nagelneuen Modalkultur“ gleichkommt — nun, dann ist damit eine Kritik an der „Freien Volksbühne“ geübt, die herber und bitterer ist, als alles was ich je geschrieben habe. Freilich: Herr Schmidt hat schwere Bedenken! Vor allem muß der Verein „denselben Charakter, den er seit je getragen und mit dem er groß geworden“, beibehalten. Ach, was Sie sagen, Herr Schmidt! Ich las vor kurzem diese Sätze:

„Wie oft mußte in diesen Besprechungen darauf hingewiesen werden, daß die Entwicklung der dramatischen Litteratur einen Teil der Hoffnungen, die bei der Gründung der „Freien Volksbühne“ so lebendig waren, getrübt hat. Die Kunst, auf die wir gehofft, . . . ist nicht gelommen. So ist der Verein in der Auswahl der Stücke auf das Repertoire der öffentlichen Bühnen angewiesen geblieben.“

Diese Sätze stammen von einem Mann, der wenigstens für Herrn Schmidt eine gewisse Autorität besitzen muß — von ihm selber nämlich. Am 22. April greift er klagend in die Leier und singt das Lied von den geträubten Hoffnungen, die den Verein leider gequält haben, seinen Charakter zu ändern. Wenn ich dann am 8. Mai einen Vorschlag mache, der dem Verein ermöglichen soll, auch in der veränderten Situation mit litterarischen Ehren zu bestehen, erscheint Herr Schmidt am 10. Mai im „Vorwärts“, spricht enttäuscht von „Modalkulturen“ und erklärt feierlich, der Verein könne unter keinen Umständen den Charakter ändern, den er „seit je getragen und mit dem er groß geworden sei“. Ach nein, Herr Doktor, der Charakter hat sich geändert und das gründlich. Es fragt sich nur, wie es anzustellen sei, daß der Bühne auch bei ihrem veränderten Charakter eine gewisse litterarische Bedeutung gewahrt bleibt. Doch eh' ich es vergesse: der Vorsigende der „Freien Volksbühne“ säandert — von allem andern abgesehen — auch vor dem Gedanken, daß ein Dramaturg von „Arbeitergroßen“ bezahlt werden sollte. Aus welchen Fonds, wenn ich fragen darf, werden Schauspieler, Schauspielerinnen, Regisseur, Kassierer und Lokalinhaber bezahlt? Kommen diese „Groschen“ etwa aus der vierten Dimension? Und wenn sie das nicht thun — warum ist dann die Honorierung eines Dramaturgen eine Ranzung, vor der Herr Schmidt sein Haupt mit Schändern verhält? Ich sehe mit Vergnügen, daß er auch einen kleinen demagogischen Kniff nicht verschmäht.

Schließlich wird mir das Repertoire des verstorbenen Winters vorgehalten — ein Repertoire, das manches zweifelhafte, immer aber vielgespielte Stücke enthält. Wenn Herr Schmidt glaubt, daß dieses Repertoire der „Volksbühne“ irgend eine litterarische Bedeutung geben kann — nun, dann verfißt er über eine geistige Anspruchslosigkeit, die ihn befähigt — sobald er sich mit der Notwendigkeit eines Dramaturgen abgefunden hat — jedes beliebige kapitalistische Theater zu leiten. Die „Journalisten“, „Nosmersholm“, den „Faust“ und „Hamlet“ kann er dort auch spielen. Auf neue Stücke kommt es an oder wenigstens auf solche alte, die nicht bereits hundert und aber hundertmal gegeben sind.

Zum Schluß noch eins! Herr Schmidt gefällt sich darin, auf ein Stück zu sticheln, das ich geschrieben habe. Das sel ihm gestattet. Er darf die freie Zeit, die ihm die Leitung der „Volksbühne“ läßt, gern ganz und gar an dieses harmlose Vergnügen wenden. Nur um eins möchte ich ihn in aller Freundlichkeit gebeten haben: er läßt durchblicken, daß die Stellung eines Theaters zu meinem Ethik meine Kritik beeinflusst. Einen solchen Vorwurf erhebt man denklich oder man erhebt ihn gar nicht, Herr Schmidt. Also heraus mit der Plume, wenn's gefällig ist. Sagen Sie ganz, was Sie doch schon halb gesagt haben und ich werde Sie dann so zu stellen wissen, daß der Handel Ihnen wenigstens als kein Wunderspiel erscheinen soll. — Erich Schläitjer.

Physiologisches.

— Wie der Geruch zu Stande kommt, ist ein Problem, bezüglich dessen die wissenschaftliche Forschung bis heute nur geringe Ergebnisse erzielt hat, ja, man kann mit Recht behaupten, daß die heute herrschende Meinung noch ziemlich dieselbe ist, welche schon bei den alten Griechen angetroffen wird. Dieser Vorstellung zufolge sind es unmeßbar und unwägbar kleine Teilchen, welche sich von dem riechenden Körper ablösen, nach allen Richtungen hin durch die Luft schweben und dort, wo sie das Geruchsorgan treffen, denjenigen Eindruck hervorrufen, den der Geruchssinn empfindet. Zur Bestätigung dieser Hypothese sind von früheren Forschern allerdings Versuche angestellt worden, die im wesentlichen darauf hinausliefen, daß riechende Substanzen, die hermetisch in einem Gefäße verschlossen werden, das Geruchsorgan nicht beeinflussen, und ferner, daß das geruchverbreitende Agens dem Niechorgan durch die Luft zugeführt wird. Diese Thatsachen brauchen nicht in Abrede gestellt zu werden; dennoch sind sie nicht zwingend für die obige Hypothese. Denn der Schall einer tönenden Glocke wird auch von der Luft getragen und durch dieselbe verbreitet, ohne daß sich von der Glocke materielle Teilchen ablösen, und eine Lichtquelle, z. B. eine elektrische Glühlampe, die in ein undurchsichtiges Gefäß eingeschlossen wurde, ist für das Auge unsichtbar. Die beiden französischen Naturforscher Baisché und Van Nelle haben nun kürzlich, wie die „Köln. Ztg.“ berichtet, der Pariser Akademie eine Abhandlung vorgelegt, in der sie über das Wesen des Geruchs folgende Hypothese aufstellen und zu begründen suchen: Der Geruch, den eine riechende Substanz verbreitet, entsteht nicht durch Ausföndung kleinster Teilchen dieser Substanz, sondern wird übertragen durch Strahlen von gewisser kurzer Wellenlänge, ähnlich wie Licht und Wärme. Zur Begründung dieser Hypothese weisen die genannten Forscher u. a. darauf hin, daß die Geruchsnerven denselben Ausgangspunkt im Gehirn haben wie die optischen Nerven und sich durch diesen besondern Umstand von den andern Sinnesnerven unterscheiden; daher ist es wahrscheinlich, daß auch ihre Funktionen einander ähnlich sind. Gerüche zeigen die Eigentümlichkeit, die strahlende Wärme stark zu absorbieren, woraus Thudal schon auf eine gewisse Beziehung derselben zu den Wärmestrahlen schloß. Chemische Substanzen, die ähnliche Gerüche verbreiten, zeigen im Spektrum Absorptionsbänder, die in ihrer Lage gewisse Uebereinstimmungen erkennen lassen. Die riechenden Substanzen verlieren durch den Umstand, daß sie Geruch ausstrahlen, in keiner Weise an Volumen oder Gewicht, wenigstens hat bis jetzt noch niemand einen solchen nur auf der Geruchsausföndung beruhenden Verlust derselben feststellen können. Andererseits aber giebt es nicht wenige Körper, die kleine Teilchen ausfönden, d. h. zu Dämpfen werden, ohne daß sie riechbar sind. Endlich weisen die oben genannten Forscher darauf hin, daß es Stoffe giebt, die jeder für sich stark riechen, aber zusammengebracht ihren Geruch vernichten, ohne eine neue chemische Substanz zu bilden. Solche Stoffe sind z. B. Kaffee und Zosoborn. Diese und eine Reihe anderer Thatsachen führen Baisché und Van Nelle zu Gunsten ihrer Geruchstheorie auf, und in der That hat dieselbe schon der Analogie nach vieles für sich. Wenn Licht, Wärme, Schall sich durch Schwingungen eines geeigneten Mediums fortpflanzen, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß dieses mit dem Duft ebenfalls der Fall ist, und die Existenz von geruchzeugenden Wellen durch den geruchstrahlenden Körper ist a priori viel wahrscheinlicher als die Ausföndung unendlich vieler, unendlich kleiner dastender Partikelnchen. —

Aus dem Pflanzenleben.

— **Bittere Gurken.** Fast in jedem Haushalt ist die Gurke eine sehr geschätzte Speise und erscheint sowohl in frischem wie auch eingefüuertem oder sonst konserviertem Zustande sehr häufig auf dem Tisch. So wohlschmeckend nun auch eine wirklich feine Gurke ist, ebenso unangenehm wird der Genuß bitterer Gurken, und es begreift sich deshalb auch sehr gut, daß der Gurkenzüchter gern alles thun möchte, dem Bitterwerden seiner Gurken vorzubeugen; aber wie? Ueber die eigentlichen Ursachen des Bitterwerdens der Gurken nämlich herrschen noch die verschiedensten Ansichten, auch in gärtnerischen Kreisen; man schreibt dasselbe bald dem Boden, bald dem Samen, bald zu großer Wärme, aber auch zu reichlicher Nässe zu. Nach einer Darstellung in „Haus, Hof, Garten“ liegt die Sache so: Selbst unter den allgünstigsten Kulturverhältnissen kommen einzelne bittere Gurken vor; an dem häufigen Vorkommen aber tragen nicht die Sorte oder der Samen, vielmehr Düngung, Boden und Bitterung die Schuld. Die Gurke fordert Bodenwärme und Lockerheit des Bodens sowie eine warme Lage. Kälte und feuchte Bitterung wie auch zu große Windigkeit des Bodens liefern stets einen viel höheren Prozentsatz bitterer Gurken. Ebenfalls wird durch die vielfach empfohlene Düngung mit frischem Pferdemist der Prozentsatz an bitteren Gurken ganz erheblich vermindert. Allein in der Verminderung der angeführten fehlerhaften Verhältnisse liegt das Mittel, dem Uebel vorzubeugen. —

Technisches.

— Zwei neue Methoden zur Kautschuk-Gewinnung haben, wie wir einem Bericht des „Promethens“ entnehmen, die französischen Chemiker Arnaud und Verneuil einerseits und Deiß andererseits ausprobiert und höchst ergiebig gefunden. Es handelt sich bei der Methode der erstgenannten um eine mechanische Trennung der elastischen, Kautschuk führenden

Mindenteile von den spröden Holz- und Kaserstoffen, die in Pulver verwandelt werden. Das zunächst auf die Landolphia-Arten Afrilas, Schlingpflanzen aus der Familie der Apocynaceen, angewandte Verfahren dürfte sich auch für die rationelle Ausbeutung anderer Kautschukpflanzen vorteilhaft erweisen. Sie beschreiben ihr Verfahren wie folgt: Die trockenen Rinden werden im Mörser oder in einer Mühle zerquetscht und von ihnen dann 40—50 Proz. trockenes Pulver, welches keine Spur Kautschuk enthält, abgeseiht. Der Rückstand, welcher sich zum Teil zu Platten vereint, wird dann, mit heißem Wasser getränkt, einer längeren weiteren Zerreibung unterworfen, wodurch man einen dicken, weichen Brei erhält, der innerhalb eines Gefäßes mit heißem Wasser auf ein Sieb gebracht wird. Das auf dem Siebe gebliebene Magma läßt nach weiteren Reiben wurtartige weiche Kautschukfäden erkennen, die sich durch längeres Schlagen der Flüssigkeit zu einer schwammigen Masse vereinen, welche sämtlichen Kautschuk einschließt. In heißem Wasser trennt sich diese Masse vollständig von den Mindenteilen und schwimmt oben, sie stellt dann einen Rohkautschuk dar, welcher durch weiteres Schlagen verdichtet und nachher ebenso gereinigt wird, wie die andern Handelsorten von Rohkautschuk. Man erhält nach diesem Verfahren aus der Stengelrinde der Landolphia 8—9 Proz., und aus der Wurzelrinde 14—15 Proz. und mehr, d. h. ebenso viel, wie man früher durch Ausziehen mit Lösungsmitteln, wie Schwefelkohlenstoff und Benzol, erzielte, wobei die Güte des Rohprodukts noch ebenso wie bei der alten Gewinnungsmethode durch Sammeln des freiwillig ausfließenden Milchsafts infolge Beimengung von Fett und Harzstoffen beeinträchtigt wurde. Allem Anschein nach wird dieses mechanische Verfahren auch bei andern Kautschukgewächsen gute Ergebnisse liefern, wovon man sich bereits durch die Gewinnung aus der Rinde der amerikaufischen Gancornia überzeugt hat, welche mehr als 5 Prozent ansgezeichneten Kautschuks liefert. Eine andre neue Methode der Ausnutzung der abgesehnten Rinden und Rinde von Kautschukpflanzen hat der französische Chemiker G. Deiß erprobt; sie besteht in einer Behandlung dieser Teile mit verdünnter Schwefelsäure von 50 Proz., welche die Holzigen Teile zerlegt, ohne den Kautschuk zu zerstören. Nach mehrtägiger Einweidung in die verdünnte Schwefelsäure wird die schlammige Masse getrennt und durch einen Wasserstrahl ausgewaschen, wobei reines Kautschuk zurückbleibt. Konzentriert man die im Macerations- und Waschwasser verbleibende Säure zu neuem Gebrauch durch Eindampfen, so belaufen sich die Gewinnungskosten für das Kilogramm Kautschuk auf etwa 25 Pf., während die Anlagelosten für den Betrieb nur unerheblich sind. —

Humoristisches.

— **Nachtdienst.** „Beichte, ich hab' jetzt ooch Nachtdienst bei mein'm Leitnant.“
 „Is er denn krank?“
 „Ne. Ich muß aber von Zeit zu Zeit nachsehen, ob sich seine Schmirrbärbinde nich verschoben hat.“ —
 — **Beweis.** **Alter Chniker:** „Das Mädchen dort sieht nicht hübsch aus, wenn sie lächelt.“
Unschuldiger Schüler: „Aber sie hat nicht ein einziges Mal gelächelt, seit wir sie beobachtet.“
Alter Chniker: „Das beweist, was ich gesagt habe.“ —
 — **Scherzfrage.** Was ist für ein Unterschied zwischen einem Landauer und einem Ameisenhaufen?
Antwort: Man setze sich naheinander in beide, dann wird man den Unterschied schon spüren. („Jugend“.)

Notizen.

— Von August Strindberg gelangen im Residenz-Theater in einer Matinee am Sonntag drei Einakter: „Marie“, „Mutterliebe“ und „Debet und Credit“ zur ersten Aufführung. —
 — Die Gesellschaft des Berliner Deutschen Theaters eröffnete ihr Gastspiel im Wiener „Deutschen Volks-Theater“ am Mittwoch mit einer Aufführung der „Gespenster“. Das Haus war nur schwach besetzt, die Darstellung fand lebhaften Beifall. —
 — Conrad Ferdinand Meyers Gedicht „Aus Huttens letzten Tagen“, das in der Zeitschrift „Der Kyffhäuser“ zum Abdruck gelangte, ist in Wien wegen Verleumdung einer gesetzlich anerkannten Kirche oder Religions-Gesellschaft konfiszirt worden. —
 — Vom Nationalmuseum in Neapel wird die Untersuchung und Veröfentlichung der im Museum befindlichen Papyrusrollen aus Herkulanum wieder aufgenommen werden, nachdem die Arbeit daran lange Zeit geruht hatte. Es handelt sich um eine Sammlung von 800 Papyrusrollen, die 1752 aufgefunden wurden und von denen erst gegen 200 untersucht und veröffentlicht sind. —
 — Die in Oberhalski, Kanton Bern, entdeckten Erzlager werden, wie die „Chemiker-Zeitung“ berichtet, als so mächtig taxiert, daß ein großer Teil des Eisenbedarfs der Schweiz damit gedeckt werden könnte. Die neue Bahnverbindung, die dadurch nötig wird, soll auch die Ausbente der gewaltigen Steinbrüche von Guttannen wesentlich erleichtern. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 18. Mai.